

Muss es immer a bisserl mehr sein?

Von **DI Elke Reitmayer**
Architektin und Wohnpsychologische Expertin

Die Sommermonate präsentieren sich jedes Jahr aufs Neue im Überfluss, üppige Gärten mit allem, was der Naschgarten zu bieten hat, prachtvolle Blumen, die in der Morgensonne vor sich hin glitzern, vollbeladene Erntewägen und die pure Frische auf unseren Tellern. Wenn man den Abend ausklingen lässt und den Geschmack der zuvor verzehrten Köstlichkeiten noch immer am Gaumen schmecken und in der Nase riechen kann, wenn die letzten Sonnenstrahlen sich schon fast kitschig im Weinglas spiegeln, dann schleicht sich ganz heimlich dieser eine Satz in den Kopf: „Verweile doch, du bist so schön!“ Und im nächsten Moment denkt man, dass es doch eigentlich gar nicht so viel braucht, um das wahrhaftige Glück und das süße Leben in vollen Zügen zu genießen.

Nach dem guten Leben zu fragen ist, wie sich bei jemandem nach seinem Lieblingsessen zu erkundigen – individuell und kulturell geprägt. Für die einen sind es Momente mit der Familie, Augenblicke, die einmalig sind und nur einmal erlebt werden können, Orte, die man bereist und erkundet. Für die anderen sind es die eigenen Ziele, Ideen und Inspirationen, die man in die Tat umsetzen kann, der Erfolg, die Anerkennung und die eigene Zufriedenheit, die dem Leben so viel Leichtigkeit verleiht.

Der Austrian Happiness Report, der österreichische Glücksatlas, hat 2019 untersucht, wie glücklich Herr und Frau Österreicher denn nun wirklich sind und woran das eigentlich liegen könnte. Das Ergebnis ist nicht überraschend, das Glücksniveau in Österreich ist insgesamt sehr hoch, und ein Zusammenhang zwischen Glück und

Bildung, Einkommen und sozialer Unterstützung zeichnet sich deutlich ab. Menschen mit höherer Bildung und höherem Einkommen sind tendenziell glücklicher. Aber macht mehr auch wirklich immer glücklicher? Oder hatte Ludwig Mies van der Rohe doch recht, als er sagte: „Weniger ist mehr“ – seine beeindruckende Architektur, die wie ein Kunstwerk unsere Sinne beflügelt, scheint dies zu bestätigen. Wie viel ist denn „mehr“, und wie viel von diesem „Mehr“ ist denn eigentlich noch gut für uns und unsere Erde?

Im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsteams der Berner Fachhochschule setze ich mich gemeinsam mit einem interdisziplinären Team mit der zentralen Frage auseinander, wie wir in Zukunft leben können, um sowohl ein gutes und erfülltes Leben zu führen als auch die Ressourcen unseres Planeten zu schützen. Dabei stehen wir vor vielen Herausforderungen und müssen uns wissenschaftlich fundierte Antworten auf Fragen der nachhaltigen Ernährung, des Ressourcenverbrauchs und der CO₂-Emissionen erarbeiten. Zum Beispiel, wie viel Fleisch dürfen wir pro Woche auf unserem Teller landen lassen, und welchen ökologischen Fußabdruck darf unser Obst und Gemüse haben, um eine lebenswerte Umwelt für kommende Generationen zu erhalten? Auf welche Weise können wir Land effektiv nutzen und uns auf nachhaltige Weise selbst versorgen? In diesem Zusammenhang beschäftigen wir uns mit der Vermeidung von Food-Waste, nachhaltigem Anbau, Permakultur und gemeinschaftlichem Wohnen – alles Schlagworte, die in einer Zeit des akuten Handlungsbedarfs auf dem Gebiet der Umweltbewahrung eine immer größere Bedeutung erlangen. Als Teil der weltweiten Bewegung für den



Foto: Maria Pichner Fotografie

„Zentrale Elemente unseres Forschungsprojekts sind eine nachhaltige Entwicklung und ein gutes Leben innerhalb eines Konsumkorridors“

Klimaschutz treten wir für eine umfassende Auseinandersetzung mit diesen Fragen ein und setzen uns für eine nachhaltigere und sozial gerechtere Welt ein. „Zentrale Elemente unseres Forschungsprojekts sind eine nachhaltige Entwicklung und ein gutes Leben innerhalb eines Konsumkorridors. So erarbeiten wir für Wissenschaft, Wirtschaft und Politik Leitlinien und Handlungsoptionen für resiliente und zukunftsfähige Städte“, erläutert die Forscherin Dr. Franziska Götze von der Hochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaft in Bern weiter. Um diese Fragen und Ziele nicht nur theoretisch abzuhandeln, haben wir einen kompetenten Partner mit an Bord. Die Urbanen Dörfer in Zollikofen, Bern. Ein bunter Mix an Idealisten, Machern und Entwicklern hat sich zusammengefunden und gemeinsam mit der Stiftung Abendrot eine Industriebrache in Bern ausgesucht, welche sie zu einem lebendigen, nachhaltigen und sozialen Quartier weiterentwickeln möchten – begleitet mit dem wissenschaftlichen Forscherteam der Berner Fachhochschule.

„Urbane Dörfer funktionieren Community-basiert. Wir betrachten uns als lebendigen und lernfähigen Organismus. Vielseitigkeit ist dafür Voraussetzung. Aus diesem Grund darf sich jede*r angesprochen fühlen, ein Teil unserer Community zu sein und gemeinsam an der Zukunft mitzuwirken, auf eigene Art und Weise“, erklärt der inspirierende Community-Builder Matthias Tobler und lässt seine Begeisterung gleich auf alle Zuhörer überschwappen, wenn er mit Herzblut von seinen Zielen und Ideen berichtet. Für einen Strukturwandel sind soziale Nischeninnovationen wie Urbane Dörfer, die ihre Lebensformen selbst gestalten und nachhaltig leben wollen, unab-

dingbar. Mit ihrer Hilfe können wir so die Wechselwirkungen von einer nachhaltigen Ernährung und nachhaltigen Architektur im realen Kontext erforschen. Welche Auswirkungen hat eine gut positionierte Gemeinschaftsküche auf das Verhalten der Bewohner im Sinne einer nachhaltigen Ernährung, oder wie wirkt sich ein Mitgliederladen mit regionalen und im besten Fall selbst produzierten Lebensmitteln auf die Art und Weise, wie die Bewohner wohnen möchten, aus? Es gibt drängende Fragen, die erforscht werden müssen, um ein Regelwerk zu erstellen, welches eine nachhaltige Entwicklung in vielen Bereichen und Fachdisziplinen gewährleisten kann.

Die bekannte Trendforscherin des Zukunftsinstituts, mit Sitz in Wien und Frankfurt am Main, Oona Horx-Strathern, präsentiert regelmäßig ihre Wohnprognosen im Zusammenhang mit zukünftigen Megatrends. Als einen der bedeutendsten Trends nennt sie „urbane, vertikale Dörfer“. „Die Sehnsucht der Stadtbewohner nach Ländlichkeit und dem Natürlichen, nach Gemeinschaft und Nähe wächst. Darum entstehen in vielen Städten gemeinschaftlich organisierte Wohnhäuser“, erklärt Horx-Strathern und fügt hinzu: „Es geht nicht mehr darum, wo wir leben, sondern wie.“

Deshalb liegt es in unser aller Verantwortung, einen Beitrag im Rahmen unserer Möglichkeiten zu leisten – sei es durch bewussten Konsum, eine nachhaltige Lebensweise oder auch durch Fortschritte in der Wissenschaft.

elke-reitmayer.at